

# Hi-Tech-Rausch im Silicon Savannah

*Kenia und seine junge Generation technologischer Cracks sind in aller Munde. Von Africa 2.0 wird gesprochen. Vom Silicon Savannah im Osten Afrikas. Ein Besuch bei kreativen Problemlösern, die dem Kontinent ein wohltuend modernes Gesicht verleihen.*

von Bettina Rühl

**E**dwin Inganji erzählt die Geschichte nicht gern, weil er beim Erzählen Szenen vor seinem inneren Auge sieht, die er lieber vergessen würde. Aber der junge kenianische Computerwissenschaftler überwindet sich und redet dann doch, weil dieses Erlebnis sein Leben verändert hat. Es stand am Anfang des Unternehmens, das er heute mit seinen Freunden James Chege und Marvin Makau betreibt: Usalama Technologies, eine IT-Anwendung, die Menschen in Not mit möglichen Rettern verbindet.

### App statt Rettungsdienste

Die drei haben ein kleines Büro in der Innenstadt der kenianischen Hauptstadt Nairobi. Um zu ihnen in den vierten Stock zu kommen, nimmt man instinktiv nicht den Aufzug, selbst wenn er gerade funktioniert – man weiss nie, wann der Strom das nächste Mal ausfällt, und mit einem Generator ist hier nicht zu rechnen. Edwin Inganji erzählt also, wie er am 15. März 2012 kurz nach 19 Uhr von der Uni nach Hause ging. Der damals 18-Jährige studierte im ersten Jahr Computerwissenschaften an der privaten Strathmore-Universität in Nairobi. Er konnte sein Wohnheim schon sehen, war höchstens noch 50 Meter davon entfernt, da umringten ihn plötzlich vier Männer und traten ihm in den Schritt, so dass er zusammenbrach.

Obwohl er schon am Boden lag, prägeln die Angreifer weiter auf ihn ein und entrissen ihm seinen Rucksack. Ausser dem rasenden Schmerz empfand Edwin nur Panik, denn in der Hand eines der Angreifer hatte er eine Pistole gesehen. Aber sie liessen bald von ihm ab, und Edwin ging mit grossen Schmerzen, aber nicht ernsthaft verletzt, die paar Meter nach Hause. «Ich habe grosses Glück gehabt», sagt er jetzt, gut sechs Jahre später in seinem Büro, das er in gewisser Weise diesem Überfall verdankt. In den Momenten der Panik hatte er schlagartig begriffen, woran es in Kenia fehlt, wenn jemand in Not ist: an allem. «Hätte ich einen Krankenwagen gebraucht, hätte ich keinen rufen können, weil ich in meinem Telefon keine Nummer gehabt hätte. Und wenn ich einen hätte rufen können, hätte der mich vermutlich gar nicht gefunden.» Denn selbst in der Hauptstadt haben nicht alle Strassen Namen,

viele Häuser keine Nummern. Und die staatliche Notrufnummer funktioniert sowieso nicht, sagen die drei Unternehmensgründer unisono: «Der Ruf geht nicht durch, oder niemand geht ran.»

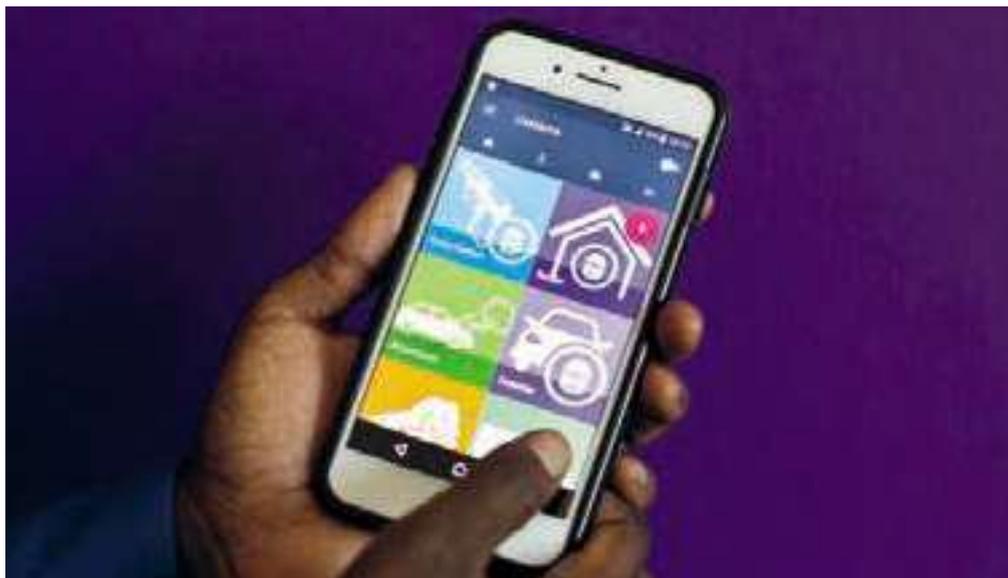
Und so beschlossen Edwin und seine beiden Freunde James und Marvin, eine App für Menschen in Not zu entwickeln. Praktischerweise wohnten und studierten die drei damals zusammen, und so entwickelten sie sozusagen am Küchentisch ihrer Studenten-WG ihre App «Usalama», «Sicherheit». Damit legten sie noch in ihrem ersten Studienjahr den Grundstock für ihr gemeinsames Unternehmen. Dabei hatten sie damals nicht

mehr Geld, als sie zum Überleben brauchten. Sie haben ihr Kapital selbst verdient, haben für andere Firmen programmiert, bis sie genug Geld zusammen hatten. «Keine Bank hätte uns dafür einen Kredit gegeben», sagt Marvin Makau. «Wir konnten ja keine Sicherheit bieten.» Das Kreditwesen ist in Kenia weit weniger entwickelt als beispielsweise in Deutschland.

### Machen statt sich beklagen

Anfangs lebten die Usalama-Gründer noch von ihren Reserven, aber ihre App wird wirtschaftlich immer tragfähiger. Kommerzielle Kunden ihrer Anwen-





Fotos: Siegfried Modola

*Drei Männer, eine Idee: James Chege, Edwin Inganji und Marvin Makau (von links nach rechts) wollen mit der App Usalama (oben) Menschen in Not helfen.*

derung müssen monatliche Beiträge zahlen, beispielsweise Sicherheitsfirmen. Von Krankenhäusern, Rettungsdiensten und ähnlichen Nutzern verlangt Usalama 12 Prozent Kommission. Für die Hilfsbedürftigen ist die Nutzung der App aber kostenlos. Im Mai hatten die jungen Männer schon vier Sicherheitsfirmen als zahlende Kunden, und auch ihre frühere Hochschule, die Strathmore University in Nairobi, nutzt mittlerweile Usalama. Ausserdem bekamen die Jungunternehmer nachträglich Zuschüsse zur Finanzierung, unter anderem von UN Habitat (UN Habitat ist von der UN-Vollversammlung beauftragt,

sozial und ökologisch nachhaltige Städte und Gemeinden zu fördern, Anm. d. Red.). Kürzlich stiegen ausserdem eine britische und eine kenianische Firma als Investoren ein, ihnen gehören nun zwölf Prozent der Unternehmensanteile.

An der Geschichte von Usalama ist vieles bezeichnend für den technologischen Aufbruch in Kenia und einigen anderen Ländern auf dem afrikanischen Kontinent. Bei den Problemen, die kenianische Entwickler zu lösen versuchen, geht es häufig um zentrale Schwierigkeiten im Alltag, oft sogar um Fragen von Leben oder Tod. Viele technologische Innovationen sollen das Fehlen staatlicher Dienstleistungen für die Bürger oder das Fehlen von «analoger» Infrastruktur kompensieren. Zugespitzt liesse sich sagen: Bei Erfindungen in der industrialisierten Welt geht es meist darum, den Gewinn noch etwas zu maximieren. In Kenia dagegen sollen zentrale, manchmal lebensentscheidende gesellschaftliche Probleme gelöst werden.

Beispielhaft ist die Geschichte der drei studentischen Erfinder darüber hinaus für die gegenwärtige Stimmung in der kenianischen Tech-Branche, und vielleicht sogar in der gesamten Gesellschaft. Während sich die Bürger in Deutschland über das Versagen der Sicherheitskräfte ärgern und Abhilfe fordern würden, entwickeln die kenianischen Techies schnell selbst eine Lösung. Sie nutzen ihre Kre-

ativität, um die Tücken des Alltags zu überwinden – und das ist schon lange eine sehr afrikanische Überlebensstrategie. In Kenia boomen technische Innovationen so sehr, dass man vom Land inzwischen als dem Silicon Savannah spricht.

### **Nairobi statt New York**

Diese Beweglichkeit fasziniert Kamal Bhattacharya an Kenia so sehr, dass er vorerst bleibt. Der 47-Jährige wurde in Indien geboren, ist aber im deutschen Bad Hersfeld aufgewachsen, weil sein Vater, ein Ingenieur, bei Siemens arbeitete. Nach dem Abitur studierte Bhattacharya theoretische Physik in Giessen und Göttingen, promovierte dort und ging dann in die USA. Von da an spielte Bhattacharya bei technischen Innovationen weltweit ganz oben mit: Er baute erst in New York, dann in Delhi und Bangalore die IBM-Forschungszentren auf. 2012 zog er nach Kenia, um dort das IBM-Forschungszentrum für Afrika zu gründen. Im Sommer 2016 verliess er IBM und übernahm als Interims-Geschäftsführer Nairobis digitalen Brutkasten für digital-soziale Startups iHub. 2017 wechselte er dann zur kenianischen Telefongesellschaft Safaricom, um dort ein Innovationszentrum aufzubauen.

Bhattacharya hat also sein ganzes bisheriges Berufsleben mit technischen Innovationen verbracht, erst in der



*Digital ist selbstverständlich – Arbeitsplätze im Entwicklungszentrum des kenianischen Telefonunternehmens Safaricom, Safaricom Alpha genannt.*

entwickelten Welt, dann in Indien und schliesslich in Kenia. Sein neuer Arbeitgeber Safaricom kann sich für den Firmensitz einen verspiegelten Auftritt in der Boom-Zone von Nairobi leisten, am Wayaki-Way in Westlands. Der Konzern ist Marktführer in Kenia, nicht zuletzt dank einer technischen Erfindung, die seitdem als Paradebeispiel für den Erfindungsreichtum Afrikas gilt und die kenianische Gesellschaft gründlich verändert hat: Mpesa, das mobile Bezahlungssystem, mit dem Geld von Handy zu Handy geschickt werden kann. Von einem Tag auf den anderen bekamen Menschen, die kein herkömmliches Konto haben, die Möglichkeit des bargeldlosen Zahlungsverkehrs. Da in Kenia die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung im informellen Sektor arbeitet und kein Bankkonto bekommt, wurde die Erfindung zu einem spektakulären Erfolg. Das ist gut

zehn Jahre her, und Bhattacharya – der damals noch nicht bei Safaricom war – konnte die Lobeshymnen auf Mpesa zwischenzeitlich schon fast nicht mehr hören. «Aber ich habe meine Meinung gründlich geändert, als ich begriffen habe, wie tief Mpesa mittlerweile mit der Gesellschaft verwoben ist.»

#### **Erfinden statt operieren**

Kaum jemand kann besser beurteilen als er, inwiefern sich der Prozess der Innovation in Kenia von dem in der entwickelten Welt unterscheidet. «Erfindungen hier zielen ins Herz der Gesellschaft», sagt er. «Und sie sind bodenständiger.» Häufig geht es um möglichst einfache Lösungen für Menschen, die nur schlichteste technische Geräte haben. Also weder Computer noch Smartphone, sondern ein herkömmliches Mobiltelefon. Und meist geht es nicht um Produkte für

die zahlungskräftige Mittelklasse, sondern um Kunden am unteren Rand der Gesellschaft. Ihnen gesellschaftliche Teilhabe zu verschaffen, ist häufig das Ziel.

Bhattacharya bringt dann doch das Erfolgsprodukt Mpesa noch einmal ins Spiel, um ein Charakteristikum afrikanischer Tech-Entwicklungen zu verdeutlichen: «Es geht nicht darum, dem Westen nachzueifern. Es geht darum, unsere eigenen Lösungen zu entwickeln.» In vielen Bereichen sei eine Aufholjagd weder kurz- noch mittelfristig sinnvoll. Zur Veranschaulichung nennt er das zahlenmässige Verhältnis zwischen Ärzten und Patienten: In Deutschland kommen auf 10 000 Einwohner fast 40 Ärzte. In Kenia gibt es nur 1,5 Ärzte für 10 000 Einwohner. Es würde eine ganze Generation brauchen, um diesen Verhältnis zu verbessern, meint Bhattacharya.



Der in Kamerun geborene Arzt besass nach 19 Jahren in den USA längst die US-amerikanische Staatsbürgerschaft. Trotzdem zog es ihn nach Kenia, weil er glaubte, dort seinen Traum realisieren zu können: die medizinische Versorgung der Menschen durch technische Innovationen zu verbessern. Kenia schien ihm dafür der richtige Ort zu sein,

**Kamal Bhattacharya:**

**«Es geht nicht darum, dem Westen nachzueifern. Es geht darum, unsere eigenen Lösungen zu entwickeln»**

weil es einerseits recht entwickelte Strukturen gibt, zum Beispiel ein sehr schnelles Internet. «Gleichzeitig ist der Bedarf nach Verbesserungen im Gesundheitswesen riesig», sagt der Arzt.

«Statt darauf zu warten, fragen wir uns: Was können wir jetzt tun?» Diese Frage ist der Antrieb hinter vielen Erfindungen. Daraus ergibt sich zwangsläufig, dass in Bhattacharyas 30-köpfigem Team fast nur Kenianerinnen und Kenianer arbeiten. «Sie werden auf die wichtigen Probleme aufmerksam, weil sie ein Teil der Gesellschaft sind», sagt der Manager. Sie entwickeln Fragestellungen, die einem Aussenstehenden aus der ganz anders strukturierten entwickelten Welt niemals in den Sinn kommen würden. Die Freude daran, Menschen durch ihre Innovationen helfen zu können, spornt die meisten Entwickler in Afrika an. In der gesättigten Ersten Welt dagegen hat ein Einzelner kaum noch die Möglichkeit, mit seinen Erfindungen gesellschaftliche Spuren zu hinterlassen.

Diese Erkenntnis führte auch Moka Lantum 2010 aus den USA nach Nairobi.

Nach fast zweijähriger Vorarbeit gründete Lantum 2012 die medizinische Tech-Firma Micro Clinics Technologies. Ihren Sitz hat sie in einem unscheinbaren Reihenhaus in dem kenianisch geprägten Mittelschichtsviertel Hurlingham. Lantums Team hat in den vergangenen Jahren mehrere Apps entwickelt. Die wichtigste heisst iSikCure. Dabei geht es um die Verbindung von Patienten, Ärzten und legalen Apothekern. Die App bietet Lösungsansätze für etliche Probleme. iSikCure hilft Patienten dabei, geprüfte Medikamente zum besten Preis zu bekommen. «Wenn so etwas gelingt, ist das die schönste Bezahlung», sagt Diana Wangari aus Moka Lantums Team. Die junge Ärztin hat die Arbeit im Krankenhaus aufgegeben und arbeitet nun bei Micro Clinic Technologies. Sie ist Medizinerin geworden, um Leben zu retten. In einem Land wie Kenia führt der Weg dahin oft eher über technische Innovationen als über direkte physische Hilfe. ■



*Kamal Battacharya vom Telefonunternehmen Safaricom.*



*Dr. Moka Lantum, CEO von Micro Clinics Technologies.*



*Dr. Diana Wangari arbeitet bei Micro Clinics Technologies.*

Fotos: Siegfried Modola